

Zeitschrift für kritische Theorie

Heft 14 / 2002

herausgegeben von
Gerhard Schweppenhäuser
und Sven Kramer

zu Klampen

Zeitschrift für kritische Theorie, 8. Jahrgang (2002), Heft 14

Herausgeber: Gerhard Schweppenhäuser, Sven Kramer

Redaktion: Christoph Görg (Frankfurt a. M.)
Sven Kramer (Hamburg/Lüneburg)
Gerhard Schweppenhäuser (Weimar/Kassel)
Christoph Türcke (Leipzig)

Korrespondierende Mitarbeiter:

Rodrigo Duarte (Belo Horizonte)
Fredric Jameson (Durham, North Carolina)
Ulrich Kohlmann (Pisa)
Claudia Rademacher (Münster)
Gunzelin Schmid Noerr (Frankfurt a. M.)

Redaktionsbüro:

Ira Scheidig
Alle Zusendungen redaktioneller Art
bitte an das Redaktionsbüro:
zu Klampen Verlag · Postfach 1963 · 21 309 Lüneburg
Tel. 0 41 31 - 73 30 30 · Fax 0 41 31 - 73 30 33
e-mail: ira.scheidig@zuklampen.de
Internet: www.zuklampen.de

Erscheinungsweise:

Die *Zeitschrift für kritische Theorie* erscheint zweimal jährlich.
Preis des Einzelheftes: 12,- EURO [D]; 12,36 EURO [A]; 22,- sFR
Bezugspreis Inland jährlich: 21,- EURO [D]; 21,63 EURO [A];
37,90 sFR (inkl. Porto)
Bezugspreis Ausland bitte erfragen.
Berechnung jährlich bei Auslieferung des ersten Heftes.
Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung
nicht bis zum 15. 11. des jeweiligen Jahres erfolgt.

Umschlagentwurf:

Johannes Nawrath

Druck:

Fuldaer Verlagsagentur, Fulda

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme:
Zeitschrift für kritische Theorie. - Lüneburg : zu Klampen.
Erscheint jährl. zweimal. – Aufnahme nach 1995, H. 1
ISSN 0945-7313
ISBN 3-934920-15-2
ISBN ePDF: 978-3-86674-873-6

Inhalt

Vorbemerkung der Redaktion	5
----------------------------	---

ABHANDLUNGEN

Fredric Jameson Spätmodernismus. Wiederkehr und Ideologie der Moderne	7
Andrew Feenberg Heidegger und Marcuse: Zerfall und Rettung der Aufklärung	39

EINLASSUNGEN

Bildung in der »Wissensgesellschaft«

Gernot Böhme Strukturen und Perspektiven der Wissensgesellschaft	56
Andreas Gruschka Die aktuelle Modernisierung der Hochschule vor dem Gericht der Idee der Universität	66

Kritik heute · Begriffe, Gegenstände, Methoden

Ulrich Brand Globalisierung und Kritik: Wider die Marktapologie	87
Oliver Kozlarek Einheitstraum und kritische Normativität. Von der negativen Dialektik zum Widerstand der Lebensformen	100

Kulturindustrie · Fortsetzung folgt

Dieter Prokop Dialektik der Kulturindustrie	121
Die Autoren	143

Vorbemerkung

Fredric Jameson hat die Postmoderne als kulturelle Logik des globalisierten Kapitalismus gedeutet. In seinem Beitrag »Spätmodernismus« interpretiert er nun die jüngste Wiederkehr verdrängter Konzepte der Moderne in kulturellen und politischen Diskursen als Symptom einer gesellschaftlichen Dialektik, in der sich bis heute die Gleichzeitigkeit ungleichzeitiger Produktions- und Lebensformen aus der klassischen Moderne fortsetzt. Jameson diskutiert das in einem Rückblick auf die geschichtliche Situation der »unvollständigen« kulturellen, gesellschaftlichen Modernisierung und auf die Ideologien des Spätmodernismus. Er wirft einen neuen Blick auf Clement Greenberg und den New Criticism sowie auf gegenwärtige Debatten über Sprache, autonome Kunst und Massenkultur. Jamesons Text ist ein Vorabdruck aus seinem neuen Buch »Die Moderne in neuer Sicht«, das im Herbst 2002 im Kulturverlag Kadmos, Berlin, erscheinen wird. Wir danken Autor und Verlag für die Genehmigung zum Vorabdruck.

Um eine Problemstellung der Moderne geht es auch bei *Andrew Feenberg*. Er zeigt in seinem Essay über »Zerfall und Rettung der Aufklärung«, wie Heideggers Philosophie der Technik in einer heterodoxen Lesart für einen aktuellen kritischen Technik-Diskurs der Moderne fruchtbar gemacht werden kann. Und er macht deutlich, dass Marcuses kritische Theorie der technologischen Rationalität untergründig stets auch auf Heideggers Fragestellungen bezogen gewesen ist. Marcuses »alternative Lösung« wird in Feenbergs »Instrumentalisierungstheorie der Technik« aufgegriffen.

Mit dem Aufsatz »Strukturen und Perspektiven der Wissensgesellschaft« von *Gernot Böhme* setzen wir die Debatte zum Thema »Bildung in der Wissensgesellschaft« fort, die in Heft 12 begonnen wurde. Böhme untersucht den grundlegenden Widerspruch zwischen der kulturellen Allgemeinheit von Wissen und seiner ökonomischen Privatisierung. Er befürchtet, dass die Dominanz wissenschaftlichen Wissens zur Verdattung der Gesellschaft und zur Verödung vieler anderer Wissensformen führt, wenn nicht ein neues Prinzip gesamtgesellschaftlicher Integration und Einbindung des Einzelnen in das Ganze entwickelt wird. *Andreas Gruschka* stellt die gegenwärtige Ideologie der angeblich fälligen Transformation der Hochschulen in effiziente Produktionsstätten warenförmiger Bildung auf den Prüfstand. Sein Maßstab ist die Idee der Universität als Ort autonomer, kritischer Bildungsprozesse. Dass es keineswegs anachroni-

stisch ist, heute zur Orientierung auf Humboldt zu rekurrieren, legt Gruschka dar, indem er Widersprüche und demokratiefeindliche Implikationen markt-orientierter Reformkonzepte transparent macht und die Verzerrungen deutscher Selbstwahrnehmung aus der Perspektive des Bildungsdiskurses in Mexiko und den USA beleuchtet.

Unsere Reihe »Kritik heute« wird mit einer Einlassung von *Ulrich Brand* fortgesetzt, der auch auf den Beitrag von Rolf Johannes aus Heft 13 eingeht. Ökonomiekritische Schwächen der kritischen Theorie, so Brand, gleiche man nicht aus, indem man auf ein rein ökonomisch gedachtes Modell des Marktes, wie es der Neoliberalismus entwickelt, zurückgreife und die Abschaffbarkeit dieses Marktes zum einzigen Kriterium authentischer Kritik erhebe. Markt sei immer schon in politische und kulturelle Zusammenhänge eingebettet. Kritik an seiner herrschaftsförmigen Einbettung kann nie voraussehen, wie weit die Veränderungen reichen werden, die sie bewirkt. *Oliver Kozlarek* meint, dass kritische Theorie heute von der Gegenwart der Globalisierung ausgehen und Identität und Differenz, zentrale Begriffe für das Verständnis der Moderne, zum Angelpunkt machen muss. Er wählt die Universalismus-Debatte als gegenwärtigen theoretischen Rahmen und diskutiert die Konzepte Moderne, Totalität, Normativität und Zeitdiagnose im Blick auf Einwände gegen »klassische« Varianten der kritischen Theorie und ihre kommunikationstheoretischen Reformulierungen. Seine negativ-dialektische Perspektive ist eine Verflechtung von Unmöglichkeit und Möglichkeit(en) gesellschaftlicher Einheit in der Vielheit.

Auch unsere Debatte über zeitgemäße Fortsetzungen der Kulturindustrie-Theorie wird in diesem Heft weitergeführt. Im Essay »Dialektik der Kulturindustrie. Ein Beitrag der neuen kritischen Medienforschung« von *Dieter Prokop* werden Grenzen und Chancen der Kulturindustrie interpretiert, das heißt: ihre ökonomisch-soziale Determiniertheit und ihr gleichzeitig bestehendes kreatives Freiheitspotenzial. Prokop setzt bei der Tauschabstraktion und ihren medialen Erscheinungsformen an und plädiert dafür, dass der Hauptakzent nicht auf kulturkritischen Bemerkungen liegen sollte, sondern auf systematischen Überlegungen einer aktualisierten Fetischismus-Theorie.

Im letzten Heft ist bei den Angaben zu unserem Autor Roger Behrens leider ein Fehler unterlaufen. Die korrekten Angaben lauten:

Roger Behrens, Jg. 1967; Arbeitsgebiete: Sozialphilosophie, Kulturkritik, Kunsttheorie (insbesondere populäre Musik), Bildungsphilosophie.

Schulterblatt 14, D-20357 Hamburg.

Wir bitten Autor und Publikum um Verzeihung.

Die Redaktion

Fredric Jameson
**Spätmodernismus. Wiederkehr
und Ideologie der Moderne***

1. Zeitgenössische Regressionen

Auf dem Höhepunkt der Postmoderne und bis in die jüngste Gegenwart schien eine gewisse Übereinstimmung, ein unausgesprochener Konsens über jene Züge des Modernen zu herrschen, die nicht länger erwünscht waren: zum Beispiel die Askese der Moderne oder ihr Phallogentrismus (ich bin nicht ganz so sicher, ob es immer auch ein Logozentrismus war), der Autoritarismus und die gelegentliche Repressivität der Moderne, die Teleologie der modernen Ästhetik, wie sie triumphal vom Neueren zum Neusten voranschritt, der Minimalismus in vielem, das ebenso modernistisch war, der Kult des Genies oder Sehers, die unangenehmen Forderungen an Zuhörer oder Publikum. All das, was wirklich vielfach miteinander verbunden ist und oft einfach nur Aspekte oder verschiedene Versionen voneinander sind, haben Kommentatoren wiederholt benannt.

Doch inmitten all dieser heilsamen Regungen des Widerwillens und der Abwendung – bis hin zum schieren Geräusch splitternder Fenster und hinausgeworfener alter Möbel – haben wir in den letzten Jahren Phänomene einer ganz anderen Ordnung erlebt, Phänomene, die eher auf die Rückkehr zu allen möglichen Arten alter Gegenstände oder auf ihre Wiederherstellung hinweisen als auf ihre unterschiedslose Abschaffung. So hat einerseits eine der großen Errungenschaften der Postmoderne (die Theorie oder der theoretische Diskurs, zusammen mit Bourdieus Kritik der Disziplinen – und andererseits Rortys *Spiegel der Natur*) gewiss »die Philosophie« im traditionellen Sinn der Disziplin erschüttert und neue Arten des Denkens und des begrifflichen Schreibens aufblühen lassen. Doch nun sehen wir in der ganzen Welt die Wiederkunft traditioneller Philosophie beginnen. Das fängt an mit ihren höchst betagten Sparten wie der Ethik¹; und man fragt sich, ob die Metaphysik (es gibt New-Age-

* Vorabdruck aus Jamesons neuem Buch »Die Moderne in neuer Sicht«, das im Herbst 2002 im Kulturverlag Kadmos, Berlin, erscheinen wird.

¹ Wir haben erfahren, dass in den letzten Jahren in den Vereinigten Staaten in den philosophischen Fachbereichen mehr Stellen in Ethik eingerichtet worden sind als in jedem anderen Zweig der Philosophie. Jedoch scheinen mir solche Stellen in den Bio-Wissenschaften eher politische als ethische Probleme widerzuspiegeln und auf jeden Fall zu wichtig zu sein, um sie den Philosophen anzuvertrauen.

Spekulationen über Physik, die das andeuten) oder sogar die Theologie (deren Untergrabung die negative Theologie versprochen hatte) noch weit entfernt sind.

Ebenso tritt wieder etwas wie politische Philosophie in Erscheinung² und bringt all jene alten Fragen über Verfassungen und Staatsbürgerschaft, über bürgerliche Gesellschaft, parlamentarische Repräsentation und Bürgertugend mit sich, die zwar die aufreizendsten Themen des späten achtzehnten Jahrhunderts waren, aber nicht mehr die unseren sind – als hätte man überhaupt nichts gelernt aus den Herausforderungen des gerade beendeten Revolutionsjahrhunderts, das das überlieferte bürgerliche Denken über den Staat mit den bitteren Antinomien der Klassen und des kollektiven gesellschaftlichen Seins konfrontierte. Denn all diese älteren Begriffsbestimmungen waren Reflexe auf eine von unserer eigenen sehr verschiedene geschichtliche Situation, nämlich auf den Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus. Ihn irgendeinem vermeintlichen Übergang vom Kommunismus zur Demokratie anzunähern könnte als Missbrauch erscheinen (sie selbst sei, möchte man annehmen, weniger ein Übergang als ein Hinübergleiten der Begriffe vom ökonomischen zu politischem Denken).

Zusammen mit all dem torkelt eine ältere politische Ökonomie wie ein Schatten vorwärts und zeigt uns eine gewaltige Entwicklung, nämlich die Wiedererfindung des Marktes – etwas, das ungefähr so aufregend ist wie die Wiedererfindung des Rades. Zweifellos kann man die Leute ihren eigenen Vorlieben überlassen; doch niemand wird mich überzeugen, dass das Denken eines Milton Friedman, eines Hayek oder eines Popper hier und heute irgend etwas Bezauberndes hätten.

Und dann gibt es die Wiederbelebung der Ästhetik, einer Disziplin, von der wir dachten, dass die Moderne sie gleichermaßen erfunden wie dekonstruiert hätte und dass zugleich die verschiedenen modernistischen Formen des Erhabenen ästhetische Fragen ebenso schnell auslöschen würden wie sie aufzutauhen begannen. Und doch beginnt man heutzutage wieder die Streitfrage der Schönheit aufzuwerfen, den zentralen Gegenstand einer Ästhetik, deren bürgerliche Motivation an ihren Zwillings-Endpunkten registriert werden kann, an den Trivialisierungen des rein Dekorativen und Genießbaren auf der einen und am empfindsamen Idealismus der verschiedenen Ideologien ästhetischer Rechtfertigung auf der anderen Seite.

² Ich betrachte Arbeiten wie die von Ernesto Laclau oder Judith Butler eher als Erweiterungen der Theorie auf neue (politische) Gebiete, auf denen sie noch nicht entwickelt worden sind, denn als Beiträge zur Entwicklung einer simulierten »Tradition« politischer Philosophie.

Das, was (ebenso traditionellerweise) mit Ideengeschichte gleichgesetzt wird, ist zu dürrig mit geistigem Rüstzeug versehen, um den Kampf mit intellektuellen Regressionen dieser Art aufzunehmen, die oft einleuchtender durch politische Konjunkturen und institutionelles Kräftespiel erklärt werden. Die Niederlage des Marxismus (wenn er wirklich zunichte gemacht wurde) hemmte den Überfluss reichlicher gegenwärtiger Theorie an seiner Quelle, die die marxistische Problematik an sich war (selbst wenn sie den Umweg über den Sartreschen Existentialismus und die Phänomenologie ging). Inzwischen kann die Professionalisierung (und zunehmend die Privatisierung) der Universität das systematische Zurückdämmen der theoretischen Kraft selbst als in seinen Wirkungen so abwegig erklären, wie es anarchistisch in seinen Zielen ist. Doch genau deshalb können angesichts der wohlbekannten Rhetorik des Dezentrierten und des Aleatorischen, des Rhizomatischen, des Heterogenen und Vielfältigen in der Postmodernität solche Re-Institutionalisierungen und ihre Regressionen kaum zu deren Folgen gezählt werden.

Man kann sich auch nicht vorstellen, dass Lyotard genau das vorschwebte, als er die Absetzung der »großen Erzählungen« der Geschichte durch die vielfältigen Sprachspiele der Postmoderne feierte,³ die gewiss die Erfindung neuer Sprachspiele mit enthielt und gewiss nicht die künstliche Wiedererweckung des Akademischen vergangener Zeiten. Es ist aber falsch anzunehmen, dass die Postmodernität Lyotards – eine unsystematische »Aktualität«, die noch mit einer zufälligen Koexistenz unversöhnbarer, nietzschescher Zeitgeschenke aufrüttelt – oder tatsächlich eine der anderen von einer Verwerfung des Vergangenen gekennzeichnet wäre, es dem Vergessen unterschiedslos zu überantworten. Eher werden, zusammen mit den so genannten »großen« Erzählungen, auch die kleineren Narrative der philosophischen, literarischen und anderen Formen der Geschichtsschreibung verworfen. Denn diese muss neu erfunden werden, in Form vorläufiger und benutzbarer Kanons und Konstellationen von Textgegenständen, die zugleich der Auflösung wie der Ersetzung unterliegen, genau wie das auch für die historischen Romane der Postmoderne⁴ der Fall ist. Für Lyotard wie für Deleuze mussten die Philosophen der Vergangenheit neu erfunden und in nach-zeitgenössischer Sprache neu geschrieben werden (wie

³ La condition postmoderne, Paris 1979. Jonathan Arac hat die Lyotardsche Opposition als »Großerzählungen« gegen »weiße Lügen« umgeschrieben. Vielleicht könnte auch eine Benjaminsche Antizipation Licht darauf werfen: »Die Konstruktionen der Geschichte sind militärischen Ordres vergleichbar, die das wahre Leben kuranzun und kasernieren. Dagegen der Straßenaufstand der Anekdote.« In: Das Passagen-Werk, in: W. Benjamin, Gesammelte Schriften, Band V 2, S. 677; S 1 a 3, Frankfurt am Main 1982.

⁴ Siehe mein Postmodernism, or the Cultural Logic of Late Capitalism, London, New York 1992, S. 366-369.

es Deleuze so ausgezeichnet mit Nietzsche und Kant, Hume und Leibniz getan hat); der Arbeitsslogan war die berühmte Andeutung eines »bärtigen Hegel und eines glattrasierten Marx«⁵.

Tatsächlich war Lyotard selbst, wie Deleuze, in vieler Hinsicht ein Modernist reinsten Wassers, leidenschaftlich dem Ausbruch des unverfälschten, radikalen und man kann sogar sagen: des authentischen Neuen verpflichtet; eine Verpflichtung, die letztlich die Politik beider (so verschieden sie voneinander sein mögen) als Ästhetik kennzeichnet. Deshalb war Lyotards vorgreifender Streich gegen die so genannten großen Erzählungen (der auf den Kommunismus und die französische republikanische Gesinnung gleichermaßen zielte), entscheidender als der Golfkrieg (den er auch unterstützte). Um Vertrauen zum ästhetischen Modernismus zu behalten, der sich innerhalb seiner angeblichen politischen Postmodernität verbirgt (wie Benjamins verhutzelte Theologie in seinem aktivistischen Automaten),⁶ fand sich Lyotard verpflichtet, eins der ältesten verbuchten Modelle der Zeitlichkeit, nämlich das zyklische, wiederzuerfinden, das allein die entsprechende, empörende Behauptung rechtfertigen könnte, dass der Postmodernismus dem wahren Modernismus nicht folgt, sondern ihm eher vorangeht, seine Rückkehr vorbereitet. Er kann unter keinen Umständen die Arten der Rückkehr im Sinn gehabt haben, die ich hier aufgezählt habe.

Dennoch legt seine Schwierigkeit zwei nützliche Schlüsse nahe. Der erste hat damit zu tun, dass das Postmoderne von den wesentlichen Kategorien des Neuen abhängt, was die »neue« Ordnung, was auch immer ihre Rhetorik sein mag, nicht völlig auslöschen kann. Und das ist tatsächlich mein kleiner oder unwichtiger Widerspruch gegen die Postmodernität, die unfähig ist, sich des höchsten Werts der Originalität zu entledigen (trotz des Endes des Stils und des Todes des Subjekts), vielleicht nur darum, weil die Museen und Kunstgalerien ohne sie kaum funktionieren können. Damit überlappt der neue Fetisch der Differenz weiterhin den älteren des Neuen, selbst wenn die beiden verschiedenen Terminologien angehören.

Die zweite daraus zu ziehende Konsequenz: Es ist leichter, große Geschichtserzählungen (und ihre »Schrumpfwergteleologie«) zu brandmarken, als ohne sie auszukommen. Ich habe bereits an anderer Stelle⁷ hervorgehoben, dass Lyotards Theorie vom Ende der großen Erzählungen selbst eine weitere große Erzählung ist. Auf einem ganz anderen Gebiet erweist sich die Erhöhung

⁵ Gilles Deleuze, *Différence et répétition*, Paris 1968, S. 4.

⁶ »Über den Begriff der Geschichte«, in: W. Benjamin, *Gesammelte Schriften*, Band I.2, *Abhandlungen*, Frankfurt am Main 1974, S. 691-704.

⁷ Siehe meine »Einführung« zu Lyotard: *The Postmodern Condition*, Minnesota 1980.

der poetischen Sprache (die vermutlich in ihrem inneren Wesen nicht-narrativ ist) über die anderen, allgemein narrativen Formen des Diskurses als durch eine große Geschichtserzählung bestätigt, die so etwas wie eine konservative Geschichtsphilosophie ist: die Einheit der Empfindsamkeit der alten englischen Ordnung der Freisassenkultur (Eliot, Leavis), die durch die revolutionäre Romantik zerschmettert wurde (die jetzt wieder mit Aufklärung gleichgesetzt und in einem Dichter wie Shelley verkörpert gesehen wird). Dieses zweite Narrativ ist auch kein bloß sekundäres, ideologisches Supplement. Ich möchte eher zu einem strengeren formalen Schluss drängen, nämlich, dass gerade das Zurückweisen und die Verwerfung des Erzählens eine Art narrativer Wiederkehr des Verdrängten hervorruft und unwillkürlich dazu neigt, dessen anti-narrative Position auf dem Weg über noch ein anderes Narrativ zu rechtfertigen, das die Behauptung unter allen Umständen dezent verbergen möchte.⁸ Doch anstatt zu versuchen, diesem Prinzip eine ontologische Formulierung zu geben, würde ich es lieber in eine methodologische Form verwandeln, in die Empfehlung, die verheimlichten, ideologischen Narrative, die in allen anscheinend nicht-narrativen Konzepten wirken, herauszusuchen, besonders, wenn sie gegen die Narrative selbst gerichtet sind.

Es ist an der Zeit, eine endgültige Rückkehr oder Wiedererfindung des auf dem Höhepunkt der Postmoderne Überholten zu bedenken, eine Wiederkehr, die zweifellos die paradoxeste von allen ist, weil sie sich gerade als die Vorstellung der Modernität selbst erweist, von der wir alle naiver Weise angenommen haben, sie sei längst abgeschafft. Doch ist sie tatsächlich in der ganzen Welt wieder am Werk und virtuell in politischen Diskussionen von Lateinamerika bis China unvermeidbar, von der früheren zweiten Welt selbst nicht zu sprechen. Aber der angebliche Triumph des Westens ist beharrlich gefeiert worden in ausgesprochen postmodernistischen Begriffen wie der Überwindung der alten, modernistischen, von Utopien und Produktivität bestimmten Werte, dem »Ende« der Ideologie ebenso wie der Geschichte, und von der nominalistischen Doxa des Spezifischen und der Differenz; unabhängig davon, ob es sich dabei um politisch links- oder rechtsorientierte Terminologien handelte (allerdings ist der Verzicht auf jegliche Unterscheidung zwischen links und rechts oft ein Kernstück gerade solcher »postmodernen« Rhetorik). Welchem Zweck kann das Wiederbeleben des Schlagworts Modernität noch dienen – nach dem durchgängigen Entfernen des Modernen aus allen Bücherregalen und Schaufenstern, seinem Rückzug aus den Medien und der willfährigen Selbst-Entmo-

⁸ Damit will ich meine Bemerkungen in *Marxism and Form*, Princeton 1971, S. 332-333 korrigieren, indem ich feststelle, dass der A- oder Antihistorismus der Neuen Kritiker eine tiefer wirkende und ideologische Geschichtserzählung oder -philosophie verbirgt.

dernisierung aller, mit Ausnahme von ein paar mürrischen und eingestandenermaßen fossilen Intellektuellen? Diese Wiederkehr der Sprache einer älteren Moderne muss, so beginnt man zu argwöhnen, irgendwie eine postmoderne Sache sein; denn es ist gewiss nicht das Ergebnis eines echten philologischen und historiographischen Interesses an unserer jüngsten Vergangenheit. Wir haben es hier eher mit einem Ummünzen des Modernen zu tun, seinem Neuverpacken, seiner Produktion in großen Mengen für den erneuten Verkauf auf dem intellektuellen Marktplatz, von den berühmtesten Namen der Soziologie bis hin zum Wischiwaschi der Diskussionen in allen Sozialwissenschaften (und ebenso in einigen der Künste).

Es gibt viele Gründe dafür, warum das so kommen musste, obwohl freilich wenige es rechtfertigen. Postmodernität wurde in den etablierten Disziplinen zu einem relativ verrufenen Begriff, als einige seiner widerlicheren Konsequenzen offensichtlich wurden: eine Re-Theoretisierung des Spätkapitalismus, das sich-Einigen mit dem so genannten »Relativismus« und das konstruiert-Sein der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Selbst wenn man der Periodisierung als solcher misstraut, scheint der Begriff Modernität, dessen Stammbaum bis zu den Gründungsvätern der Soziologie zurückreicht, achtbar und akademisch genug zu sein (und wirklich hat Modernität als Studiengebiet die gleichen Grenzsteine wie die Soziologie selbst).

Doch gibt es stärkere Motivierungen, mächtigere Überlegenheiten, und größtenteils liegen sie, wenn ich es damit abtun darf, im neuen globalen Markt, nicht zum geringsten im globalen Marktplatz der Ideen. Denn eine der unvermeidbaren Dimensionen des Begriffs Modernität war die der Modernisierung, die selbst eine viel spätere Prägung der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg war. Modernität hatte immer etwas mit Technologie zu tun (zum mindesten in »Modern Times«) und auf diese Weise schließlich mit Fortschritt. Doch der Erste Weltkrieg hatte den Fortschrittsideologien einen sehr ernsten Schlag versetzt, besonders denen, die sich auf Technologie bezogen, und seit dem späten 19. Jahrhundert haben bürgerliche Denker selbst bei jedem Ereignis ernste und selbstkritische Zweifel über den Fortschritt gehabt. Die Erfindung der Modernisierungstheorie nach dem Zweiten Weltkrieg erlaubte der bürgerlichen Fortschrittsidee ein gewisses Nachleben, während Modernität und Modernisierung in den sozialistischen Ländern im stalinistischen Versprechen, den Westen und seine Industrie einzuholen, eine recht andere Version kannten. Die schreiende Denunziation der stalinistischen Versionen von Modernisierung jedoch, die strategisch verbunden war mit der allgemeinen Behauptung, dass Marxismus und Sozialismus in ihrer eigentlichen Natur schlechte »prometheische« Ideologien seien, sollte nicht die parallele Diskreditierung der westlichen Fassungen

von Modernisierung durch die ökologische Bewegung, durch verschiedene Feminismen und durch eine Mannigfaltigkeit linksorientierter Fortschritts- und Industriekritiker verdunkeln. Doch es ist schwer, sich vorzustellen, wie man ein attraktives politisches Programm gestalten kann, wenn man an das »Ende der Geschichte« glaubt und die Dimension der Zukunft und des radikalen, vom »Fortschritt« verlassenen Wandels aus unserem politischen Denken ausgeschlossen hat. Das Wiederaufleben des Begriffs der Modernität ist ein Versuch, das Problem zu lösen: In einer Situation, in der Modernisierung, Sozialismus, Industrialisierung (besonders die frühere, noch nicht computer-gestützte Schwerindustrie), die Verklärung des Prometheus-Mythos und die »Ausbeutung der Natur« allgemein in Misskredit geraten sind, kann man noch immer darauf hinweisen, dass die so genannten unterentwickelten Länder wünschen könnten, sich auf bloße Modernität zu freuen. Ungeachtet der Tatsache, dass alle lebensfähigen Nationalstaaten der Welt heute bereits seit langer Zeit, vom Technologischen aufsteigend, in jeder denkbaren Hinsicht »modern« sind, wird die Illusion befördert, dass der Westen etwas hat, das niemand sonst besitzt – was sie jedoch für sich selbst begehren müssten. Dieses mysteriöse Etwas kann dann »Modernität« getauft und sehr ausführlich von denen beschrieben werden, die man auffordert, das fragliche Produkt zu verkaufen.

Ich möchte eine aktuelle Illustration des erneuerten polemischen Gebrauchs des Ausdrucks »modern« und der Verwirrungen geben, in die er uns führt. Oskar Lafontaine beschwert sich in seiner kürzlich erschienenen Denkschrift über sein Schicksal unter der neuen Regierung Schröder über die weitverbreitete Beschreibung seiner Marktgegner in dieser Regierung als »Modernisierer«:

»Überhaupt ist das Wort ›Modernisierung‹ oder ›Moderne‹ zu einem Modebegriff verkommen, unter dem sich jeder alles vorstellen kann. Versucht man herauszufiltern, was diejenigen, die heute als ›Modernisierer‹ gelten, unter ›Moderne‹ verstehen, so ist das nichts anderes als die ökonomische und gesellschaftliche Anpassung an die vermeintlichen Zwänge der Globalisierung. Der Begriff der ›Moderne‹ wird auf ökonomische Kategorien verkürzt. Die Angelsachsen haben keinen Kündigungsschutz, also sind wir modern und bauen den Kündigungsschutz ab. In vielen Ländern werden soziale Leistungen gekürzt, also sind wir modern und kürzen auch soziale Leistungen. In vielen Ländern werden Unternehmensteuern gesenkt, weil sonst die Unternehmer weglaufen und irgendwo anders hingehen, also sind wir modern und senken die Unternehmensteuern. [...] Modernität ist zur schlichten Anpassung an wirtschaftliche Zwänge verkommen. Die Frage, wie wir zusammenleben wollen, welche Gesellschaft wir wollen, ist schon unmodern und wird gar nicht mehr gestellt.«⁹

⁹ Oskar Lafontaine, *Das Herz schlägt links*, Düsseldorf 1999.

In diesem Zusammenhang ist die Verwendung des Begriffs *modern* Teil einer grundsätzlichen politischen diskursiven Auseinandersetzung (wie in einem anderen Kontext der Erfolg der Unterscheidung zwischen Reformern und den Vertretern der harten Linie). Wenn die Auffassungen von freier Marktwirtschaft systematisch mit Modernität identifiziert und gelegentlich als Darstellung dessen verstanden werden können, was modern ist, dann haben die Anhänger des freien Marktes einen grundlegenden Sieg errungen, der weit über die alten ideologischen Siege hinausgeht. Wenn man das als einen Sieg der Medien bezeichnet, unterschätzt man die Verschiebung auf Sprache und Terminologie des heutigen politischen Kampfes. Kern der Sache ist, dass die Verteidiger der Gegenposition für ihre Terminologie keinen Ort haben; die Gegner des freien Marktes, wie die Sozialisten, können nur unter der negativen oder privativen Kategorie des Unmodernen, Traditionalistischen klassifiziert oder letztendlich, seit sie sich deutlich dem Fortschritt und der Modernität widersetzen, als »die Hardliner« bezeichnet werden. Von Lafontaines klagenden Akzenten aus wird deutlich, dass er nicht nur seinen grundsätzlichen Diskurskampf verloren hat, sondern, dass er sich des fundamentalen Charakters und des höchsten Ranges der Entscheidung nicht bewusst war.

So viel zur politischen Dynamik des Wortes Modernität, das in der ganzen Welt eine Wiederbelebung erfuhr und systematisch in dieser besonderen Weise verwendet wird. Ich möchte jedoch auch auf eine begriffliche und philosophische Inkohärenz bei dieser Wiederbelebung hinweisen. Die Polemiken gegen Sozialismus und Marxismus (wenn nicht gar gegen alle Formen eines linkszentrierten Liberalismus) meinen gewöhnlich, dass diese Positionen antiquiert seien, weil sie noch immer am Grundparadigma des Modernismus festhalten. Doch Modernismus wird hier als ein altmodisches Reich der Planung von oben her verstanden, ob es sich dabei um Staatskunst, Wirtschaft oder Ästhetik handelt, als ein Ort, der völlig unvereinbar ist mit den Werten der Dezentralisierung und des Zufälligen, die manche neue postmoderne Einrichtung charakterisieren. So sind Leute wie Lafontaine unmodern, weil sie noch immer Modernisten sind; der Modernismus selbst ist unmodern; Modernität jedoch – im neuerlich anerkannten positiven Sinn – ist gut, weil sie postmodern ist. Warum soll man also stattdessen nicht dieses Wort verwenden?

Die naheliegenden Antworten – es sei zu theoretisch, noch nicht populär genug oder noch nicht genügend verbreitet und das »post« rufe automatisch Unbehagen, Spottlust und ironisches Nachfragen hervor – verdecken vermutlich tiefere Begründungen, die am besten dadurch erforscht werden, dass man das Werk des einflussreichsten zeitgenössischen Ideologen der »Modernität«, Antony Giddens, untersucht, ein Werk, das sich genau durch eine Kritik der